

Vom Recht auf Scheitern

Ich war zufrieden. Ich hatte auf die Anregung, etwas zum Thema Scheitern zu schreiben, einen Aspekt gefunden, den mein Auftraggeber noch nicht in seinem Betrachtungskoffer hatte. Ich wollte dem Thema Scheitern aus der Patsche des Losertums helfen, ich wollte schreiben, wie wichtig das Scheitern sein kann und wie wichtig es ist, dass wir ihm als Gesellschaft mehr Platz einräumen. Dann kam eine Januar-Ausgabe der ZEIT. Und mit ihr ein laaanger Text eines vielfach ausgezeichneten Kollegen, der mit Unterstützung namhafter Wissenschaftler der Glorifizierung des Scheiterns entgegenschrieb. Ein Artikel, der vom internationalen Unterfangen berichtet, das Scheitern positiv zu bewerten. Von den Globus umfassenden Gedankenkonstrukten, dem Versagen etwas Gutes abzugewinnen, aus der Pleite zu lernen. Und dass das nix wird. Dass Scheitern Scheitern bleibt. Denn das, was man aus den Fehlern lernen könne, so haben Forscher herausgefunden, erreiche die Verfehlenden nicht in dem Maße, als dass sie beim nächsten Mal klüger handelten. „Der Erfolg gebiert den Erfolg“, schreibt Christoph Kucklick in der ZEIT, „nicht der Fehler.“

Da war ich gescheitert, bevor ich angefangen hatte. Nicht, dass ich mich generell sehr von dem beeindruckt lasse, was irgendwo steht. Aber das, was dieser Artikel beinhaltet, das ist nicht doof. Nur eben blöd. Für mich und meine These.

Dachte ich. Dann, zwei Mal hin und her gedacht löste der Widerspruch sich auf. Ich will die Forschungsergebnisse, nach denen Menschen, die ein Unternehmen in den Ruin gemanagt haben, es das nächste Mal wieder tun, nicht infrage stellen. Aber ich will das Scheitern als Chance auch nicht so umfassend wegreden. Ich möchte davon ausgehen, dass es Menschen gibt, die offen und sehr ehrlich sich selbst gegenüber ihr Scheitern reflektieren. Christoph Kucklick lässt in seinem Text den Ökonomen Holger Patzelt zu Wort kommen, der analysiert hat, wie gescheiterte Gründer mit ihrer Bauchlandung umgehen und der zu dem Schluss kommt, dass es entscheidend ist, die negativen Gefühle zu verarbeiten. Nur wer sich ihnen stellt, statt sie zu verdrängen, hat die Chance, Gewinn aus dem Negativerlebnis zu ziehen.

Von diesen Menschen möchte ich bei meiner Überlegung ausgehen. Sie sollen es sein, die ich im Blick habe, wenn ich unserer Gesellschaft vorwerfe, sie gebe dem Scheitern keinen Platz. Ich will die Deppen ignorieren, die drei Mal mit ihrem Restaurant pleitegehen oder die Frauen, die fünf Mal dasselbe Männermodell für ihre Partnerschaft aussuchen und sich wundern, dass es immer schiefgeht. Ich will die Menschen in den Fokus rücken, die etwas ausprobieren und keinen Erfolg damit haben. Und für sie und für mich das Recht auf diesen Weg einfordern. Von der Gesellschaft. Denn die klammert zunehmend aus, was – gerade für junge Menschen – elementar ist: Ausprobieren, Erfahrungen sammeln.

Es ist das Modell der Leistungsgesellschaft, der wir es gestattet haben, unser Tun zu bewerten. Ihren Maßstäben zufolge geht es darum, zu leisten und Erfolg zu haben. Das Tun muss einem möglichst Gewinn bringenden Ziel gewidmet sein. Unser Handeln soll zielführend und ergebnisreich sein. Müßiggang, Nichtstun ist darin nicht vorgesehen. Schon die Kindheit wird der Zweckgebundenheit des Erwerbs von möglichst vielen Fähigkeiten verschrieben, damit man später ein Gewinner ist. Einer, der durchkommt. Der sich zu behaupten weiß. Einer, dem es gut geht. Schon lang gucken Eltern bei der Entwicklung ihres Kindes nicht auf das, was dieser Mensch der Gesellschaft zu geben vermag. Für sie ist wichtig, dass es später gut durchkommt. Dass es möglichst viel abgreift. Dass es ein Profiteur der Umstände ist. So werden Kinder auf Schulen geschickt, die für sie zu anspruchsvoll sind, in Sommerschulcamps, die ihnen die Freizeit versauen und bekommen zum Geburtstag ein Abo vom Kinder-Spiegel geschenkt, damit sie sich schon mal informieren, „was ein guter Lehrer können muss“. Wir takten den Weg unserer Kinder bis in den beruflichen Erfolg hinein. Auf das Gymnasium hat das Studium zu folgen und Auslandsaufenthalte und die sollen möglichst so sein, dass dort Verbindungen fürs Leben geschlossen werden. Also reicht es nicht, in irgendeiner kleinen Stadt, bei irgendeiner netten Familie unterzukommen. Nein, es muss eine sein, in der die Kinder auf eine karrierefördernde Schule gehen mit Ruderverein von 1848 und Jugend-Rotary-Club, damit bloß viele Verbindungen geschlossen werden, auf dass die Brut im globalen Dorf der Strippenzieher und Geschäftemacher die richtigen Leute kennt.

In so einem Denkmodell ist Scheitern, das nicht Aufgehen einer Idee, nicht vorgesehen. Das Herausfinden, dass ein Beruf nicht der richtige ist, eine Stadt nicht gefällt, die Ehe ein Modell ist, das für einen nicht passt. Hier muss alles stimmen, von Anfang an. Unsere Gesellschaft stellt sich auf dieses Denken ein. Kaum aus der Schule, sollen die 18-Jährigen wissen, was der richtige Studiengang für sie ist. Was sie werden wollen. Sie sollen zielgerichtet dorthin marschieren. Studiengebühren und Regelstudienzeiten geben den Rhythmus vor. Alles muss zackzack gehen, wer sich irrt, muss zahlen. Im Hintergrund, so reden wir ihnen ein, steht die Industrie, die wartet. Die topausgebildete Leute will. Die den Durchmarschierern den roten Teppich auslegt. Und so kommen die 25-Jährigen in den Top-Firmen an, mit super Studienabschluss, drei Auslandsaufenthalten und ohne Lebenserfahrung. Junge Menschen, durchgeschleust durch ein Leben, dessen Tunnel so eng ist, dass sie nicht die Möglichkeit haben, zu gucken, was außerhalb wächst. Es ist unsere Angst vor dem Versagen, vor sogenannter Zeitvergeudung, die uns den Nachwuchs antreiben lässt und uns selbst unter Druck setzt. Wir schauen nicht nach rechts und links und wir probieren nicht aus. Alles muss sitzen, von Anfang an.

Das Ausprobieren ist aus unserem Denken gewichen. Wir probieren nicht mehr aus, wir probieren uns nicht mehr aus, wir testen nicht mehr, ob uns etwas liegt, ob etwas richtig für uns ist. Wir legen uns fest und wenn wir irren, dann scheitern wir. Scheitern ist das Fallbeil der Moderne. Es rauscht herunter und trennt unseren Kopf von der gesellschaftlichen Anerkennung ab. Scheitern bedeutet Schluss, Ende, Aus. Scheitern ist nicht da-hat-etwas-nicht-geklappt oder knapp-daneben, Scheitern ist Totalversagen. Wer scheitert, ist ein Loser, ein Nichtskönner. Eine arme Sau. Es gibt keine Lehr- und Wanderjahre mehr, kein Irren und Wirren. Es ist uns nicht länger erlaubt, das eine und das andere zu tun, bis wir bei Nummer sieben erkennen, was uns wirklich liegt. Praktika waren einst ein Weg, das herauszufinden. Heute sind sie das Instrument der Unternehmen zu schauen, ob wir konform genug für sie sind.

Vor den Zeiten von Helmut Kohl und Margaret Thatcher hat es Bücher zu diesem Schauen, zu diesem Irren und Wirren gegeben, Klassiker der Literatur. *Aus dem Leben eines Taugenichts* ist so ein Buch oder *Der Fänger im Roggen*. Die Vorstellung, ein junger Mensch würde dem Ideal der Selbstbestimmung folgen und heute hier hin, morgen da hin reisen, der Liebe folgend, nicht wissend was ist, was sein wird, dabei unbeeinträchtigt und froh, würde Eltern in den Wahnsinn

treiben. Sie verzweifeln ja schon, wenn das Studienfach gewechselt wird.

Natürlich kann man mit und an einer Idee scheitern und das wird in vielen Fällen tragisch sein. Aber man kann die Dinge auch aus dem Himmel der Vollkommenheit herunterholen. Mann kann das Ausprobieren, das sich Zeit nehmen, das sich Umgucken und auch das sich Irren so wie früher als Teil der Persönlichkeitsentwicklung betrachten. Es geht nicht nur darum, Scheitern als Chance zu begreifen. Also sich zu fragen, was habe ich falsch gemacht, warum hat etwas nicht geklappt und daraus seine Lehre zu ziehen. Es geht auch darum, weg zu kommen von dem großen Ideal der Vollkommenheit und Dinge, die nicht gelingen, als etwas zu sehen, das man ausprobiert hat. Eine Erfahrung, die einen bereichert und formt.

Einige der Experten, die Christoph Kucklick in seinem Text zu Wort kommen lässt, versuchen eine Kultur des Scheiterns zu etablieren. Sie wollen die Lehren, die sich aus dem ein und dem anderen Fehler ziehen lassen, anderen zugänglich machen. Auf das ihnen die Fehler nicht unterlaufen. Das ist einerseits toll. Andererseits steckt auch hier wieder ein Optimierungsgedanke dahinter, der unsympathisch ist. Nach dem Motto „Scheitern muss sich lohnen!“ wird die Ökonomisierung des Verfehlens als neue Sau durchs Dorf der Global Winner getrieben.

Wenn alles immer besser, immer perfekter wird, dann werden überbordende Ansprüche zum Maßstab. Jeder, der sie nicht erfüllt, scheitert.

Das ist mir zu viel. Ich möchte nicht jede veränderte Situation in meinem Leben als Scheitern verstehen müssen. Ich möchte einen Beruf ausprobieren können und feststellen, er liegt mir nicht, ohne gescheitert zu sein. Ich möchte meinen Partner in die Wüste schicken können, ohne dass es heißt, dass die Beziehung gescheitert sei. Und ich möchte mir mein Recht bewahren, auf das, was als Scheitern verstanden wird. Ich möchte nicht vom Schulabschluss gradlinig an mein Lebensende marschieren, mit einer Ausbildung und passendem Beruf, in einer Stadt, mit einem Menschen an meiner Seite und alle fünf Jahre wird ein neues Auto gekauft. Ich möchte links und rechts gucken und schauen, was mir gefällt. Das möchte ich wählen können und wenn es nicht mehr passt, etwas anderes machen. Wenn die Anderen so blöd sind, dann sollen sie es scheitern nennen. Ich nenne es leben.

Silke Burmester ist freie Journalistin und schreibt für „Spiegel Online“ und die „tageszeitung“

„Der Erfolg gebiert den Erfolg, nicht der Fehler.“